Über den historiographischen Charakter der Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Otto v. Bismarck¹⁾.

Von

Richard Fester.

In nova fert animus. Erwarten Sie in dieser Stunde von mir keine Orientirung über den gegenwärtigen Stand der historischen Studien. Was den Vertretern anderer Fächer als eine willkommene akademische Pflicht erscheinen mag, erinnert den Historiker an die Grenzen seines Könnens, warnt ihn davor, Sie zu Zeugen eines Ikarus-Fluges durch unendliche Räume zu machen. Gestatten Sie mir den Verzicht auf ein Thema, das den Rahmen einer Rede sprengen würde. Lassen Sie mich von einer neuen historiographischen Leistung, nicht von körperlosen Doktrinen reden.

Denn Thaten sprechen. Niemals werden sie ihr Erstgeburtsrecht an die Theorie verkaufen. Man hat der Historie den Charakter einer Wissenschaft absprechen wollen, weil sie sich von jedem neuen Tage belehren lassen müsse. Der Historiker leugnet das nicht, meint aber, daß eben darin ein ununterbrochener Antrieß zu wissenschaftlicher Erforschung des Zusammenhanges der Dinge liege. Ohne dem Naturforscher seine Beschränkung auf

¹⁾ Rede, gehalten zum Eintritt in die philosophische Fakultät und in den Senat der Universität Erlangen.

das Vorhandene, auf die Schöpfung, zu beneiden, stellt er die Thatfache fest, daß gerade die Naturwissenschaft in dem zur Neige gehenden Jahrhundert im Banne der historischen Weltanschauung gestanden hat, daß alle umgekehrten Versuche, die naturwissenschaftliche Methode auf die Historie zu übertragen, platt zu Boden gefallen sind. Kein deutscher Historiker hat vor zehn Jahren gewußt, was heute jedes Kind ahnt, daß die Welt wieder einmal größer geworden ist, daß erst seit dem zwanzigsten Jahrhundert von einer Weltgeschichte im Sinne einer Menschheitsgeschichte, eines universalen Kulturkreises die Rede sein kann. Was wird der Naturforscher der Weltpolitik und dem Welthandel entnehmen, als etwa die bequemere Zugänglichkeit seit Äonen vorhandener zufällig ungehobener Forschungsobjekte. Der Historiker aber steht heute mit verhaltenem Athem zur Seite, um das Prägen neuer Werthe und Begriffe zu konstatiren. Sinnend verweilt er vor dem uralten Räthsel des persönlichen Momentes in der Geschichte, wehrt sich nach Kräften gegen die Massensuggestion, die Bezwingerin der nüchternsten Köpfe, und weiß sich gefeit gegen den thörichten Spruch eines Weisen, daß nichts Neues geschehe unter der Sonne. Der ebenso verworrenen wie verwegenen Theorie des Imperialismus setzt er gelassen ihre Genesiß, die Nacktheit der Thatfachen, entgegen. Es ist nicht seines Amtes, dem handelnden Menschen neue Wege zu weisen. In die Praxis greift er nur mittelbar ein als Erzieher zu historischem Denken. Im unablässigen Zuschauen liegt seine Stärke. Je schärfer und weiter sein Blick, desto gemeinnütziger sein Wirken.

Wo aber wäre das historiographische Novum, das nach einer Definition verlangte? Irre ich nicht, so ist mit der Frage auch die Antwort gegeben. Ich darf es als einen Vorzug meines Themas betrachten, daß ich mit aufgedeckten Karten vor Sie hintreten kann, um Ihnen die Resultate meiner Studien über den historiographischen Charakter der „Gedanken und Erinnerungen“ des Fürsten Otto v. Bismarck vorzulegen.

Wenn ein Analphabet ein Buch verkehrt zur Hand nimmt, wird er ausgelacht. Die Aufnahme der „Gedanken und Erinnerungen“ könnte noch stutziger machen. Es schien sich von

selbst zu verstehen, daß niemand besser Geschichte schreiben könne als der Mann, der die neuere Geschichte gemacht hat. Der Erinnerung an Cäsar, an Friedrich den Großen hätte es gar nicht bedurft. Tausende hatten das unvergleichliche Erzählertalent des Fürsten kennen gelernt. Tausenden stand er wiederum vor Augen, wie sie ihn im Reichstage, beim parlamentarischen Frühstück oder am häuslichen Herde gesehen hatten. Man glaubte seine Stimme zu hören, man lauschte und man erlag dem alten Zauber. Selbst Lothar Bucher, der Geburtshelfer der „Gedanken und Erinnerungen“, hat von dem fürstlichen Erzähler nichts Anderes als Geschichte erwartet. Lange genug hatte er im Dienste des Gewaltigen seine Feder getummelt, um nicht die Grenzen zwischen Politik und Historie, Publicistik und Geschichtsschreibung genau zu kennen und zu achten. Mit stillem Reide sah er Heinrich v. Sybel, geschweige denn tief unter ihm stehende Geister aus dem Vollen schöpfen¹⁾. Als nächster Zeuge und Mitarbeiter einer großen Vergangenheit hoffte er, daß er dereinst ein oder das andere historische Kapitel als sein Auentheil bebauen könne²⁾. Er hat dann abermals Entfagung geübt, um seinem Meister und damit, wie er voraussetzte, der kauschen Muse der Geschichte zu dienen.

Ich werde auf Bucher's Enttäuschung zurückkommen. Wie ihm ist es vielen gegangen. Aus der Zeitgeschichte, aus den Kommentarien wurden Memoiren mit allen Vorzügen und Schwächen dieser Literaturgattung. Man wollte den Fürsten zünftig nehmen, und man sah sich schließlich gezwungen, einen Maßstab nach dem anderen als untauglich beiseite zu legen. Der Vergleich mit Goethe's „Dichtung und Wahrheit“ wirkte nur verwirrend, weil nicht jede Arbeit eines Künstlers ein Kunstwerk ist, weil der „latente Poet“ in Otto v. Bismarck auch in den „Gedanken und Erinnerungen“ infolge ihrer ruckweisen, völlig kunstlosen Entstehung latent bleiben mußte. Mit mehr oder weniger Pietät wurden die „Erinnerungen“ secirt. Erst allmählich dämmerte

¹⁾ Busch, Tagebuchblätter 3, 53.

²⁾ A. a. O. 3, 93. 205. 209.

die Erkenntnis, daß der Titelerfinder, mag es Lothar Bucher oder Bismarck selbst gewesen sein¹⁾, nicht umsonst den „Gedanken“ vor den „Erinnerungen“ den Vortritt gegeben hatte. Unter den zahlreichen Bismarck-Studien des vergangenen Jahres sind ihr Otto Kämmer, Friedrich Meinecke und Erich Marcks wohl am nächsten gekommen. Die feine Analyse der „Erinnerungen“ in der Studie des Leipziger Kollegen drängt wiederholt dazu hin. Schon früher auf dem umgekehrten Wege begriffen, fand ich in dieser Gegenprobe die werthvollste Bestätigung eigener Wahrnehmungen. Auch unsere Betrachtungen sollen uns vom Besonderen zum Allgemeinen leiten. Nicht auf die Zahl, auf die Auswahl der Beispiele wird es ankommen, meine Ansicht mit ihren Konsequenzen deutlicher zu machen.

Beginnen wir mit der Frage nach Bismarck's Verhältnis zu dem, was man den *Fridericianischen Gedanken* nennen könnte. Das politische Programm des Eroberers Schlesiens sollte sich schon in seinen jungen Tagen, kurz nach seiner Thronbesteigung, einer überraschten Welt enthüllen. Bismarck stand über ein Jahrzehnt im Staatsdienste, noch länger im öffentlichen Leben, ehe er daran denken konnte, das östliche Annexionswerk König Friedrich's im Westen abzuschließen, ehe er über die Macht verfügte, Preußen in einen saturirten Staat zu verwandeln. Der eine wie der andere, Friedrich und Bismarck, hat die Gelegenheit beim Schopfe erfaßt. Ihr Eintreten auf Tag und Stunde vorauszusehen oder zu berechnen, ist keinem Menschen gegeben. Der Wille, sie zu ergreifen, muß allemal vorhanden sein, wenn sie nicht wieder entchlüpfen soll. Friedrich der Große hat das in seinem politischen Testamente von 1752 Träumereien (*Rêveries politiques*) genannt²⁾. Wann und was hat der Herr von Bismarck-Schönhausen geträumt?

Lassen Sie mich offen gestehen, daß eine runde Antwort heute noch nicht möglich ist, daß sie vielleicht niemals möglich

¹⁾ S. unten S. 60.

²⁾ *La politique a sa métaphysique*. M. Lehmann, Friedrich der Große und der Ursprung des Siebenjährigen Krieges S. 94 ff.

sein wird. Wir müssen froh sein, wenn uns ein oder das andere Blicklicht das Dunkel erhellt. Versetzen wir uns einen Augenblick in die Sitzung der preußischen zweiten Kammer vom 3. Dezember 1850. Erst vor wenigen Wochen sind bei Bronzell zwischen den bairisch-österreichischen und den preußischen Vorposten einige Schüsse gewechselt worden. Vor wenigen Tagen hat Otto v. Manteuffel in Olmütz den Rückzug in der kurhessischen und in der holsteinischen Frage angetreten. Dem Abgeordneten für Rathenow, Herrn v. Bismarck-Schönhausen, ist die mißliche Aufgabe zugefallen, fecthend den Rückzug des Ministers zu decken. Er hat keine Ahnung davon, daß Manteuffel die Waffen durch den Abrüstungsparagraphen der Olmüzer Punktation bereits geworfen hat. Er spricht in der Meinung, der Regierung zu besserer Rüstung eine Athempause zu schaffen. Auch wenn ihm das gelänge, wäre er, so wie die Dinge liegen, nicht kriegslustig. In der Beurtheilung der kurhessischen Frage ist er noch ganz der alte Junker. Das kurhessische Volk und den jämmerlichen Sprößling aus erlauchtem Geschlechte findet er einander werth. Die Rolle des Büttels, die Exekution im Namen des Bundes, reizt ihn ebenso wenig wie die Rolle des liberalen Verfassungsschüzers. Die ganze Sache ist in seinen Augen keinen Schuß Pulver werth. „Die einzige gesunde Grundlage eines großen Staates — ruft er aus — und dadurch unterscheidet er sich wesentlich von einem kleinen Staate, ist der staatliche Egoismus, nicht die Romantik“. Es scheint ihm „eines großen Staates nicht würdig, für eine Sache zu streiten, die nicht seinem eigenen Interesse angehört“. Er würde als erster zum Kriege rathen, wenn ihm jemand ein würdiges Ziel zeigte.

Kann und darf es der Redner selbst der Kammer zeigen? Mit offenen, unzweideutigen Worten gewiß nicht. Er zieht es vor, von frevelhaften Kabinettskriegen, von der unverletzten Soldatenehre des preußischen Heeres zu sprechen, ehe er wörtlich fortfährt: „Eroberungen wollen wir nicht machen. Ich will nicht erörtern, inwiefern das zu bedauern ist, inwiefern jemand einen Krieg vielleicht gern führen könnte, der keinen anderen Grund

hat, als daß sein König und Kriegsherr sagt: Das Land gefällt mir, ich will es besitzen“¹⁾.

Sie erinnern sich alle des prachtvollen Briefes an Kaiser Wilhelm I. vom 18. Dezember 1881²⁾. Der Reichskanzler erzählt seinem alten Herrn, wie ihm einst in der Konfliktzeit träumte, daß die sperrende Felswand, von seiner Reitgerte berührt, zurückwich, daß er im Thale preußische Truppen mit wehenden Fahnen auf dem Marsche erblickte. Der Redner vom 3. Dezember 1850 scheint mit offenen Augen am hellen Tage Gesichte zu sehen. Die kriegerische Lösung der kurhessischen Frage wäre für ihn die Annexion des Schattenlandes durch Preußen. Mag sich im übrigen der Junker noch nicht ganz verleugnen, hier kündigt sich ein von den konservativen und legitimistischen Schranken der Manteuffel und Gerlach völlig befreiter Geist an. Eine Karrikatur jener Jahre läßt Friedrich Wilhelm IV. den Spuren des alten Fritz folgen und beständig daneben treten. Der staatliche Egoismus mußte dem König von Preußen sagen, daß ein territoriales Band zwischen seinen westlichen und östlichen Provinzen etwas Anderes ist als eine kümmerliche, im Ernstfalle regelmäßig versagende Etappenstraße. Kein Zweifel, Bismarck hätte sich an des Königs Stelle nicht so weit vorgewagt, es sei denn, um einen Vorwand zur Annexion Kurhessens zu haben.

Der stenographische Bericht jener Kammeritzung vom 3. Dezember meldet nicht, daß der Abgeordnete v. Bismarck bei der angeführten Stelle durch Zwischenrufe unterbrochen wurde. In ihrer verklausulierten Form sind seine Worte keines: Hört, hört! gemüßigt worden. An rednerische Extravaganzen des tolleren Junkers war man zu sehr gewöhnt, als daß man jeden Seitensprung, jeden Gedankenblitz seiner Reden sonderlich beachtet hätte. Der Redner selbst aber hat seine Worte mit nichts vergessen.

¹⁾ Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Ausgabe von Horst Kohl 1, 270. Bei Hahn, Fürst Bismarck 1 (1878), 38 ist die citirte Stelle weggelassen! Ob auch in anderen älteren Ausgaben?

²⁾ G. u. E. 2, 194.

Den „Gedanken und Erinnerungen“ ist (I, 71—74) ein längerer Auszug einverleibt. Die wichtigste Stelle, historisch genommen, ist weggelassen.

Daß hier kein Zufall obwaltet, daß Fürst Bismarck hier absichtlich seine Friedericianischen Träume unterdrückt hat, wird uns zur Gewißheit, wenn wir die Stellung der „Gedanken und Erinnerungen“ zu dem Annexionsgedanken noch weiter verfolgen. Im dreizehnten Kapitel behauptet der Fürst, es sei ihm nicht gelungen, 1866 seinem Monarchen „die Vorstellung annehmbar zu machen, daß Preußen an der Spitze des norddeutschen Bundes einer Vergrößerung seines Gebietes kaum bedürfen würde“. Auch im einundzwanzigsten Kapitel bezeichnet er die Annexionen unter bestimmten Voraussetzungen als entbehrlich. Man habe „dafür Ersatz in der Bundesverfassung suchen können“. Die Annexionslust ist ganz auf Seiten König Wilhelm's. Wenn Bismarck die Gelegenheit beim Schopfe faßt, erscheint er nur als das ausführende Organ des königlichen Willens.

In Wahrheit wird sich die Sache gerade umgekehrt verhalten haben. Die Darstellung des Fürsten ist insofern ganz korrekt, als er noch in seiner bei Sybel ausgezogenen Denkschrift vom 12. Juni 1866¹⁾ vorschlug, den Regierungen von Nassau, Kurhessen, Hannover und Sachsen ihren Landbesitz und ihre Souveränität zu garantiren, wenn sie die Bundesreform nach Preußens Anträgen annehmen würden. Preußen konnte auf die Annexionen verzichten, wenn die norddeutschen Mittelstaaten sich fügten. An diesem „Wenn“ hing einen Augenblick die Entscheidung. In der bestimmten Erwartung, daß die Verblendung der Gegner die von ihm gestellte Alternative: Bund unter Preußens Führung oder Annexion auf die einfachere Formel: Annexion bringen werde, hat Graf Bismarck jenen Vorschlag gemacht. Die Annexionslust war bei ihm zweifellos vorhanden. In König Wilhelm ist sie, dann allerdings in verstärktem Maße, erst in dem Augenblick erwacht, als er das Schwert zog. Ich lege nicht allzuviel Gewicht darauf, daß die „Gedanken und Er-

¹⁾ Begründung des Deutschen Reiches 4, 438 ff.

innerungen“ den Wechsel der Gelegenheiten im Hauptquartier nicht von Tag zu Tag verfolgen, daß sie stärker, als es dem Historiker erlaubt wäre, zusammenziehen. Soweit sich heute der Gang der Nikolsburger Verhandlungen überhaupt klarlegen läßt, hat es Max Lenz in eingehender und scharfsinniger Untersuchung gethan¹⁾. Die Annegionsalternative Bismarck's: Ganz oder Nichts darf nicht zu sehr gepreßt werden. Unter stärkerem und nachhaltigerem Drucke Louis Napoleon's würde er schließlich dem Nichts doch wohl ein Halbes vorgezogen haben. Im allgemeinen hat es seine Richtigkeit, daß er für ganze Arbeit war. Aber er war es, soweit der aus der Traumwelt in die Wirklichkeit versetzte Wille in Frage kam, von allem Anfang an. Er hat dem Willen seines Herrn nur darum die zweckmäßigste Richtung geben können, weil seine Gedanken schon längst diese Richtung eingeschlagen hatten. Der Historiker kann ohne erhebliche Modifikationen nur einen Satz der Darstellung des Fürsten unterschreiben. Es ist wohl buchstäblich zu verstehen, daß Bismarck „Änderungen der Staatsgrenzen in Süddeutschland für keinen Fortschritt zur Einigung des Ganzen“ gehalten hat. Wie weit seine Absichten auf Sachsen gingen, wie weit sie gegangen wären, ohne die Besorgnis vor Frankreich, ohne die Hartnäckigkeit Österreichs, wird den Lesern der „Gedanken und Erinnerungen“ nicht verrathen.

Alles in allem gewiß ein bedenkliches Zeugnis für den Historiker. Auch der nichtzünftige Memoirenschreiber pflegt sich durch eine absichtlich gefärbte Darstellung unsere Gunst zu verschmerzen. Gedächtnisfehler sind verzeihlich. In den „Gedanken und Erinnerungen“ aber wird die Sache durch den Sinn der Worte auf den Kopf gestellt. Was auch daraus gefolgert würde, die Wahrheit müßte gesagt werden. Wünschen wir uns Glück, daß es hier nichts zu beschönigen gibt. Der zureichende Grund für die diplomatische Darstellung des Fürsten ist ja mit Händen zu greifen. Bismarck's Verhältnis zur Historie ist so frei und großartig gewesen wie die Gesinnung des großen Kurfürsten. Jeder-

¹⁾ Zur Kritik der G. u. G. S. 66 ff.

mann weiß, wie er in Heinrich v. Sybel seinen Samuel v. Pufendorf gefunden hat. Eine Warnung Bucher's vor zu weitgehender Liberalität ist in der Hauptsache zu spät gekommen¹⁾. Nicht nur Sybel, auch Poschinger und andere hat der Fürst ruhig gewähren lassen. Max Lenz konnte an der Hand des Sybel'schen Buches die Erzählung des Fürsten kontrolliren und ergänzen. Die Zurückhaltung der „Gedanken und Erinnerungen“ mag dem Kenner der Geschichte überflüssig erscheinen. Thatsächlich ist sie ganz selbstverständlich. Es ist doch etwas Anderes, ob der Mann der Feder oder der Mann der That dieselbe Sache erzählt. An keiner Stelle seines letzten Vermächtnisses hat Fürst Bismarck mehr Ursache gehabt, seines Grundsatzes: *quieta non movere* zu gedenken. Die Ära der Annexionen ist 1866 geschlossen worden. Der „Vater der Annexionen“²⁾ hatte keine Veranlassung, eine offene Reichte abzulegen. Mittel- und Kleinstaaten sollten sich im norddeutschen Bunde und im Deutschen Reiche neben dem saturirten Preußen wohl fühlen. Wie wäre das möglich gewesen, wenn sie dem Schöpfer der Bundesverfassung nicht rückhaltlos vertrauen durften! Eine Geschichte des Bundesraths wird einmal zeigen, daß Fürst Bismarck sich dieses Vertrauen in der That erworben und erhalten hat. Über sein Grab hinaus bildet es den festesten Kitt des Deutschen Reiches. Wie oft hat man im letzten Jahrzehnt dem grossenden Achill vorgeworfen, daß er sein eigenes Werk zerstöre, daß er mit frebler Hand seinen Ruhmeskranz zerpfücke! An dieser Stelle seines Buches zeigt er sich ganz gewiß als Erhalter. Nicht den Lorbeer Nio's, eine Bürgerkrone hat er sich verdient.

¹⁾ Busch, Tagebuchblätter 3, 53 zum 25. Okt. 1881: Sybel ist „auf Bezugnahmen auf das ihm Vorenthalte [die von Bucher bezeichneten Akten über die ungarische Region und andere Secreta] gestoßen und hat nun auch diese Dokumente haben wollen, wobei er gemeint hat, als Direktor des Staatsarchivs bekäme er sie doch einmal in die Hände“.

²⁾ Ausdruck von Mards, Fürst Bismarck's G. u. E. S. 90. Mards setzt ein Fragezeichen dahinter; trotzdem hat auch er „den Eindruck, daß Bismarck die norddeutschen Annexionen nicht nur widerstrebend, sondern äußerst aktiv angefaßt und durchgeführt habe“.

Um so auffallender könnte das unumwundene Geständnis des Fürsten erscheinen, daß er „von Anfang an die Annexion Schleswig-Holsteins unverrückt im Auge behalten“ habe (2, 9). Hier macht er kein Hehl aus seiner Marschrichtung. Erst nach langem Zögern und Schwanken folgen ihm König und Kronprinz¹⁾. Nicht umsonst ist der dritte Band Sybel's der schönste geworden. An die Lösung der heillos verwickelten schleswig-holsteinischen Frage hat der Fürst mit besonderer Genugthuung zurückgedacht²⁾. Es wäre begreiflich, wenn ihn gerade diese Erinnerung eine Ausnahme machen ließe. Vergessen wir jedoch nicht, daß Schleswig-Holstein dem König von Dänemark, keinem deutschen Fürsten entriffen wurde. Die Bezeichnung einer vertriebenen Dynastie wäre für die Augustenburger nicht am Plage. Durch die Vermählung einer Tochter des Erbprinzen von Augustenburg mit dem künftigen preußischen Thronerben, durch das Diadem unserer Kaiserin sind ihre Ansprüche längst aus der Welt geschafft. Der Staatsmann durfte sich in diesem Kapitel seiner Erinnerungen erlauben, was ihm an anderer Stelle seine politische Besonnenheit schlechterdings verboten hat.

Denn darauf kommt es allemal an, daß wir nach dem zureichenden Grunde fragen. Wer die Frage unterläßt, darf auch keine Antwort erwarten. Ich habe mich keinen Augenblick darüber gewundert, daß die „Gedanken und Erinnerungen“ Roggenbach's badische Annexionsgelüste nach der bayerischen Pfalz im Jahre 1866 erwähnen, die bayerischen Gelüste nach der badischen

¹⁾ D. Rümme!, Krit. Studien zu den G. u. E. S. 28, hat den in den G. u. E. erwähnten Conseil zu datiren gesucht und sich für den 2. Januar 1864 entschieden. Aber schon am 1. Juni 1865 hat Bismarck im Landtage erklärt: „Es gibt Protokolle . . . amtlicher Sitzungen . . ., aus denen Ihnen in Zukunft beweisbar sein wird, daß wir (d. h. Bismarck) seit dem Dezember 1863 unsere Ziele nicht gewechselt haben.“ 1877 hat Bismarck übrigens den Vorgang in einem Punkte abweichend dargestellt. Vgl. Busch, Tagebuchblätter 2, 483. In den G. u. E. veranlaßt der König die Auslassung im Protokoll, bei Busch erlaubt sie sich der Protokollführer Costenoble selbst.

²⁾ Busch 1, 187; 2, 483.

pfalz im Jahre 1870 übergehen¹⁾. Die letzte deutsche Länder-auktion gehört nun einmal in das Jahr 1866. Den Abschluß der territorialen Entwicklung Deutschlands will der Reichsgründer respektirt wissen²⁾. Das letzte Aufklackern des territorialen Gedankens in Baiern fällt vor den Abschluß der Versailler Verträge. Daß solche Nachwehen ein großes historisches Interesse haben, versteht sich von selbst. Nur ist nicht das historische, sondern das politische Interesse für den ersten Kanzler des Deutschen Reiches auch nach seiner Entlassung das maßgebende gewesen.

Das tritt am auffälligsten da zu Tage, wo der Fürst ganz hinter den Dokumenten zu verschwinden scheint, wo er nicht immer die gleiche Zurückhaltung beobachtet hat. Das Kapitel: „König Ludwig II. von Baiern“ ist nicht nur das kunstloseste; es befriedigt auch unter dem Gesichtspunkte der Erinnerungen am wenigsten die Neugierde des Lesers, in erster Linie des bayerischen Lesers. Zwei Seiten genügen dem Autor zur Charakterisirung seines Verhältnisses zu dem unglücklichen Monarchen. Wir erfahren in der Hauptsache nur, wie er mit dem bayerischen Kronprinzen bekannt wurde. Daran reiht sich der Briefwechsel zwischen dem König und dem Reichskanzler. Die Entstehung des bekannten Kaiserbriefes wird an einer anderen Stelle, im Kapitel: „Versailles“ erzählt, der Briefwechsel bei Besprechung des Dreibundes durch Mittheilung dreier Dokumente ergänzt. Bemerken wir wohl, keine einzige persönliche Erinnerung aus der Zeit nach den Versailler Verträgen. Nicht immer ist Bismarck so karg in seinen Mittheilungen gewesen. Ich erinnere nur an die Riffinger Audienz des Redakteurs der Neuen Bayerischen Landeszeitung Anton Memminger vom 16. August 1890³⁾. Dort hat Bismarck ganz offen über sein Verhalten zur Zeit der Katastrophe, über

¹⁾ Kämmler a. a. O. S. 96.

²⁾ Man sehe, wie er Busch zurechtwies, als dieser 1885 meinte, daß Braunschweig bald preussisch werde. Tagebuchblätter 3, 194.

³⁾ Poschinger, Fürst Bismarck. Neue Tischgespräche und Interviews. 2, 359—361. Vgl. auch Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier 3, 213 ff.

die telegraphische Anfrage des kranken Königs und seine Antwort gesprochen. Mit einem dreifachen Vorbehalte erlaubte er Memminger, nach seinem Tode alle seine Worte in die Öffentlichkeit zu bringen. Die Rücksicht auf Lebende, das Interesse des Reiches und das Interesse Baierns glaubte er dem Journalisten empfehlen zu müssen. Mit der größten Peinlichkeit hat er sich selbst in den „Gedanken und Erinnerungen“ danach gerichtet. Ohne es auszusprechen, lenkt er durch die Veröffentlichung des Briefwechsels den Leser seines Buches an der Hand der Erinnerung auf einen Gedanken besonderer Art. Der Hinweis des Bundeskanzlers auf das Verhältnis der Bismarcks zu den wittelsbachischen Markgrafen von Brandenburg war nur ein argumentum ad hominem, eine romantische Reminiscenz für den Romantiker¹⁾. Die Beziehungen, die sich daran knüpfen sollten, sind mehr gewesen. Der Briefwechsel soll und wird vorbildlich wirken. Mit der beamtenmäßigen Stellung des Reichskanzlers zu Baiern im Bundesrath ist es noch nicht gethan. Der erste Verbündete des deutschen Kaisers hat Anspruch auf einen intimeren, unmittelbaren Einblick in die Politik des Deutschen Reiches. Sie sehen, wie hier eines am anderen hängt. Mit Recht hat sich Fürst Bismarck des Vertrauens der Wittelsbacher gerühmt. Die Zurückhaltung des Erzählers in der Annexionsfrage, seine sorgfältig abgewogenen Mittheilungen über sein Verhältnis zu König Ludwig II. beweisen, daß er es reichlich verdient hat.

In demselben Zusammenhange will auch die Stellungnahme des Fürsten zu dem Kronprinzen-Tagebuche Kaiser Friedrich's gewürdigt sein. Der Verfasser der „Gedanken und Erinnerungen“ hat die einschlägigen Indiskretionen Busch's nicht voraussehen können²⁾. Wir wissen jetzt, daß er selbst keinen Augenblick an eine Fälschung geglaubt hat. Erinnern wir uns, daß die Veröffentlichung in die Anfänge Kaiser Wilhelm's II. fiel, daß die Erschütterung des Vertrauens zu dem Vater dem Sohne seine

¹⁾ Auch hier ist die Kritik der G. u. E. zu voreilig gewesen. Das argumentum stand in einem privaten Begleitschreiben zu seinem Briefe vom 27. Nov. 1870. Vgl. Kämmerl S. 104.

²⁾ Tagebuchblätter 3, 243—246. 250—252. 255 ff.

Aufgabe erheblich erschweren mußte. Wenn der Reichskanzler vor einer guten, kräftigen Lüge nicht zurückschreckte, lagen politische Gründe zwingender Natur vor. Auf historische Kritik war es bei seinen Zweifeln an der Echtheit des Tagebuches nicht abgesehen. Es darf uns nicht wunder nehmen, die „Gedanken und Erinnerungen“ noch auf demselben Standpunkte zu finden. Das Urtheil des Fürsten ist in der Zwischenzeit eher noch schroffer geworden. Zur Zeit seines Immediatberichtes an Kaiser Wilhelm II.¹⁾ wußte der Reichskanzler noch nicht, wer der Herausgeber sei. Der Angriff auf die Fälschung hatte keine persönliche Spitze. Mit dem Heraustreten Geffcken's aus dem Dunkel der Anonymität wurde das anders. Es ist noch keineswegs gesagt, daß der Herausgeber einer Fälschung selbst der Fälscher sein müsse. Man wird demnach dem Bismarck'schen Buche den Vorwurf nicht ersparen können, daß es einen ganz grundlosen Verdacht gegen Geffcken ausspricht²⁾. Wer will, mag das abstoßend finden. Ganz unerklärlich ist es doch nicht. Der Norddeutsche glaubt sich im allgemeinen über süddeutsche Stimmungen hinwegsetzen zu dürfen. Denn er kennt sie nicht, oder er beurtheilt sie schief. Geffcken und die Redaktion der Deutschen Rundschau haben zweifellos bona fide gehandelt. Der Gedanke, einen dummen Streich begangen zu haben, ist Geffcken gewiß erst gekommen, als sich das Gewitter über seinem schuldlos schuldigen Haupte entlud. Nur wenige Weglassungen, und das Tagebuch wäre unangefochten in die Welt gegangen. Der Reichskanzler aber hatte jenen Stimmungen Rechnung zu tragen. Unwillkürlich sah er Reichsfeindschaft, wo wir nichts als die unüberlegte Vordringlichkeit des eiteln Rathederdiplomaten zu sehen vermögen.

¹⁾ Vom 23. Sept. 1888. Kohl, Bismarck-Regesten 2, 464 ff.

²⁾ G. u. E. 2, 117. Daran wird durch die Bemerkungen des Fürsten bei Busch 3, 268 nichts geändert. Die beiden von Busch (3, 255) eingesehenen Kriegstagebücher, das kürzere und das längere, sind von dem Kronprinzen eigenhändig geschrieben. Die Betrachtungen mögen ihm, wie Bismarck vermuthete, von Geffcken, Roggenbach u. A. suggerirt worden sein. Thatsache ist, daß er selbst sie vertritt, daß Geffcken sie also nicht nachträglich eingeschoben hat.

Bei allem Mitleid mit dem schonungslos Verfolgten dürfen wir nicht außer Acht lassen, daß Geffcken's historisch-politische Thätigkeit zuweilen auch auf andere irritirend gewirkt hat¹⁾. Der Fürst aber war gewohnt, in jedem Minderer des Reiches²⁾ einen Feind seiner Schöpfung zu sehen. Aus dem schlimmen Erfolge pflegte er auf dolose Absichten zu schließen. *Inter arma silent leges*. In Ermangelung vornehmerer Waffen greift der Politiker wohl auch zur Insinuation.

Die Diplomatie ist eine Kunst. Der Handwerker wird es nie zur Meisterschaft bringen. Der Dilettantismus verliert auf diesem Gebiete seine Harmlosigkeit. Aus Busch's Tagebuchblättern wissen wir, daß im Auswärtigen Amt zu Bismarck's Zeiten der Freund Friedrich Wilhelm's IV. Christian Karl Josias Freiherr v. Bunsen mit Geffcken in einem Athem genannt zu werden pflegte³⁾. Für die Leitung der preussischen Politik vor der Ära König Wilhelm's I. ist nichts so bezeichnend als die Thatsache, daß Bunsen, „der Ritter von Ancona“⁴⁾, den Gesandtschafts-posten an der römischen Curie und in London bekleidet hat. Ein geistreicher Enthusiast mit dilettantischer Gedankenflucht da, wo die größte Nüchternheit und Zähigkeit wohl am meisten am Platze sind. Auch ohne die nähere politische Veranlassung zu kennen, verstehen wir es, daß Fürst Bismarck einen 1882 in die Presse gelangten Brief des englischen Prinzgemahls über Bunsen's Rücktritt und seine Veranlassung durch Lothar Bucher berichtigen ließ⁵⁾. Die Erwähnung des Ereignisses in den „Gedanken und Erinnerungen“ verfolgt keinen anderen Zweck als Bucher's Artikel in der Deutschen Revue. Bunsen war abberufen worden, weil er ohne Auftrag, als ob er dazu autorisirt sei, mit den leitenden Staatsmännern Englands über eine Revision der Karte Europas

¹⁾ Sybel, Neue Mittheilungen und Erläuterungen S. 49.

²⁾ Unter diesem Titel hat Bucher 1886 in den Grenzboten Gladstone und Windthorst in Parallele gesetzt. Kleine Schriften S. 246 ff.

³⁾ Über Geffcken Busch 2, 417. 444 ff.; 3, 260. 266 (1876!). 268.

⁴⁾ Treitschke, Deutsche Geschichte 4, 702 ff. Busch 3, 168.

⁵⁾ Zur Entstehung der Artikel Bucher's und Busch's die Tagebuchblätter 3, 80.

verhandelt hatte. Die Behauptung des Prinzen Albert, daß Bunsen das Opfer einer russischen Intrigue sei, ist irrig. Der Historiker wird sich bei jener Episode des Jahres 1854 erinnern, daß in den idées Napoléoniennes eine Ansteckungsgefahr für dilettirende Diplomaten lag. Dem Fürsten ist es nur um den Gedanken, nicht um die historische Motivenforschung zu thun¹⁾. Bunsen hat seine Kreise nicht mehr stören können. Der Abschnitt gibt sich auf den ersten Blick wie eine historische Erinnerung. In Wahrheit bereitet er den Leser auf die Usedomiana, auf den Subordinationsmangel des Grafen Robert von der Goltz, auf den Fall Arnim und ähnliches vor.

Wenn die von mir herausgegriffenen Beispiele die didaktische Absicht nicht an der Stirne tragen, so liegt sie in den Kapiteln über den Dreibund und die künftige Politik Rußlands ganz offen zu Tage. Die diplomatische Zurückhaltung des Fürsten macht darin einer erstaunlichen, nur durch die Sorge erklärlichen Offenheit Platz. Wie die Hohenzollern in ihren politischen Testamenten erörtert Bismarck alle Eventualitäten der Zukunft. Die in Gedanken supponirte kaiserliche Adresse bringt es mit sich, daß bald der Augenblick (1890/91), bald die Zukunft in's Auge gefaßt wird. Die vormaltenden Meeresschwelle unserer Tage stehen einer vollen Würdigung dieser monumentalen Zeugnisse ungeminderter Geisteskraft im Wege. Bis sie veralten, wird sich noch manche Meereswoge brechen. Immerhin läßt sich schon heute voraussagen, daß sie als Ganzes einmal am frühesten historisch werden, weil der Zeitpunkt der Abfassung die Gedanken des Autors zu sehr beherrscht hat. Im übrigen hat die Erinnerung

¹⁾ Die Darstellung der G. u. E. 1, 112 f. ist weder vollständig noch genau. Bunsen's Denkschrift trägt das Datum des 1. März 1854. Der Fürst hat also aus dem Gedächtnis diktirt und Bucher nichts zu ändern gewagt oder seinen eigenen Artikel nicht nachgeschlagen. Für die Zurückhaltung der Bucher'schen Redaktion der G. u. E. ist der Passus sehr lehrreich. Auch Sybel's Darstellung (Begründung 2, 181) ist nicht ganz genau. Geradezu auffallend ist die Ähnlichkeit zwischen Bunsen's Vorschlägen und der Denkschrift Granier's de Cassagnac. Vgl. Bulle, Geschichte des zweiten Kaiserreichs S. 101.

an die Entlassung und den Kurswechsel die Gestaltung der meisten Kapitel ungeachtet vielfacher Anspielungen weniger beeinflusst, als man denken sollte¹⁾. Aus dem Schweigen über seine Wirthschaftspolitik auf den Kern der Interessen des Fürsten zu schließen, scheint mir zum mindesten verfrüht²⁾. Ein dritter zurückgehaltener Band ist zweifellos vorhanden³⁾. Insofern er die Entlassung berührt, könnte er am ehesten dem entsprechen, was man gemeinhin unter Erinnerungen versteht. Insofern dieses Thema eine Erörterung der Arbeiterpolitik bedingt, darf die Zukunft auch von dem dritten Theile Gedanken erwarten.

In den Tagebuchblättern Busch's können wir das wachsende Unbehagen Lothar Bucher's verfolgen. Ohne die Absichten des Fürsten zu billigen, beweist er schließlich durch den Hinweis auf Nicoll's recollections and reflections, daß er sie erkannt hat. Schärfere Kritik ist an einem entstehenden Buche niemals geübt worden. Bis zur reinen Objektivität hat sich der Kritiker selbst nicht mehr durchgerungen. Wer fühlte sich nicht entwaffnet, wenn er den Fürsten mit der größten Unbefangenheit die Möglichkeit mannigfacher Irrthümer zugeben hört! „Ich habe keine Akten — sagt er zu Busch⁴⁾ —, und wenn ich mich auch an die Hauptfachen erinnere, sehr deutlich, so kann man doch die Einzelheiten seiner Erlebnisse und Erfahrungen im Laufe von 30 Jahren

¹⁾ Am stärksten tritt sie in den antithetisch gedachten Kapiteln über Wilhelm I. und namentlich über Kaiser Friedrich hervor.

²⁾ Schmoller (Zu Bismarck's Gedächtnis S. 71) meint, daß dem Fürsten die socialpolitischen „Fragen nicht so am Herzen lagen wie die, welche er eingehend bespricht“. Ähnlich, mit leiser Modifikation Marx's a. a. O. S. 135 f.

³⁾ Am 5. Jan. 1892 erzählte Bucher (Busch 3, 332) u. a.: „Höchstens ließe sich einmal ein letztes Kapitel über die Vorstadien seiner Verdrängung und seines Rücktrittes drucken, über die sich Herbert reichliche und zuverlässige Aufzeichnungen gemacht hat“. Man sieht, wie der Gedanke an Memoiren Bucher immer noch beherrscht. Auch den am 22. März 1891 diktierten Abschnitt „über die Frage, wie die deutsche Reichsverfassung zu ändern sei, wenn es einmal nicht mehr mit ihr ginge“, kann ich in den G. u. E. nicht finden. Busch 3, 316.

⁴⁾ Am 21. März 1891. Busch 3, 314.

nicht im Gedächtnis behalten“. Wir wissen nicht, wie Bismarck sich in früheren Jahren seine Erinnerungen gedacht hat, ob nicht auch ihm ursprünglich ein Memoirenwerk vorschwebte¹⁾. Nur so viel halte ich für ausgemacht, daß er seiner Natur nach nichts anderes als ein Gedankenwerk wie das vorliegende der Nachwelt hinterlassen konnte. Die humorvolle Erzählerfreude war von seinem Wesen unzertrennlich. Sie wäre früher vielleicht stärker hervorgetreten, wenn sie auch in den „Gedanken und Erinnerungen“ wie die Aprilsonne immer wieder zum Durchbruche gelangt; allein auch früher wäre sie durch unablässige Zweckmäßigkeitserwägungen gebändigt und geleitet worden. Es ist gewiß kein Zufall, daß der fürstliche Erzähler zuweilen zur Verzweiflung Bucher's „wie ein versiechendes Wasser“ aufhörte. Hätte sich Bucher in den Charakter des entstehenden Werkes ganz hineingedacht, so würde er eine ältere Erinnerung an Bismarck's Beziehungen zu Napoleon III. nicht eingeschaltet haben²⁾. Die idées Napoléoniennes sind bei Sedan zu Grabe getragen worden. Was abgethan war, hatte für Bismarck kein Interesse. Das Vergangene überließ er neidlos den Historikern. Über Anläufe zu Memoiren ist sein Buch nirgends hinausgekommen. Gleich im ersten Kapitel dient die Schilderung der eigenen Jugendentwicklung einer Abhandlung über den Bureaukratismus zur Folie. Das Einst wird fast durchweg nur dann erwähnt, wenn es in erkennbaren und lehrreichen Beziehungen zum Jetzt steht. Auch das scheinbar Unbedeutende gewinnt in der Behandlung des Fürsten eine nicht zu übersehende Bedeutung. Die Chinoiserie der Ordenssucht des Deutschen könnte sich einmal zu einer Ordenspest auswachsen. Die Levinsten der Diplomatie haben nicht immer steile Ministertreppen zu fürchten. Pharmacopolae, mendici, mimae, balatrones hoc genus omne pflegen sich an Höfen einzunisten wie die Wechsler im Tempel Salomo's. Politiker wie Bunjen und Radowig könnten wiederkehren. Die

¹⁾ Über Äußerungen des Fürsten aus dem Jahre 1877. Buch 2, 487; 3, 94.

²⁾ Vgl. S. 3. 84, 460 ff.

Frauenfrage in der Politik wird jedem Staatsmanne, wenn auch nicht immer in diesem Maße, zu schaffen machen. *Exempla docent*. Wer nach Lektüre des Bismarck'schen Vermächtnisses noch Illusionen hegt, dem ist nicht zu helfen. Im Leben, wieviel mehr auf den Höhen des Lebens gilt der alte Fridericianische Spruch: *toujours en vedette*. „Reif sein, ist alles.“

Auch Niccolo Machiavelli hat Geschichte und Erfahrung reden lassen. Das Buch des entlassenen Reichskanzlers ließe sich mit den Schriften des entlassenen Kanzlers der Zehn vergleichen, wenn nicht der Florentiner fortwährend dazwischen redete. Machiavelli war doktrinär durch und durch. Fürst Bismarck war ein Todfeind des Doktrinarismus. Jener glaubte von der historischen Genauigkeit seiner Beispiele ganz absehen zu dürfen, wenn sie nur an sich etwas bewiesen. Dieser zeigt sich von der Gerechtigkeit seiner Sache durchdrungen. Die Folge war und ist, daß man bei Machiavelli zuerst nach der Sentenz, bei Bismarck zuerst nach dem Faktum gefragt hat. Über Bismarck's Kritik der Verzögerung des Bombardements von Paris ist ein heftiger Streit entstanden. Die „Halbgötter“ des Generalstabs und ihr Anhang haben gezeigt, daß sie nichts gelernt und nichts vergessen haben. Über die Bombardementsfrage sind die Akten noch nicht geschlossen. Blumenthal und Moltke sind ebenso Partei wie Bismarck und Roon. Eines aber dürfte doch heute schon für jeden denkenden Leser des Bismarck'schen Buches feststehen: Politik und Kriegskunst sind zwei Seiten derselben Sache. Fraktionen zwischen dem leitenden Staatsmann und dem Chef des Generalstabs können eine Nation um die Früchte ihrer Siege bringen. Wenn es 1870 nicht so weit gekommen ist, beweist das nur, daß Bismarck und Moltke auch getrennt zu schlagen vermochten. Das wäre kein rechtes Heldengedicht, das nicht vom Zwiste und Zorne der Helden zu melden hätte. Auch Ilion ist schließlich gefallen. Aber ein Heldenzeitalter beweist nichts. Nationen wollen ausruhen, bis sie wieder Heldengröße hervorbringen und zeitigen. „Wir werden nimmer ihresgleichen sehen.“ Was schon 1870 angesichts der drohenden Intervention fremder Mächte gefährlich war, könnte uns im nächsten Kriege zum Ver-

derben ausschlagen. Die Feder soll nicht verderben, was das Schwert gewonnen hat. Aber auch der Arm soll nicht klüger sein als der Kopf.

Fürst Bismarck hat wahrlich von seiner Nation nicht gering gedacht, als er ihr den Gedankenstoff seines Buches vermachte. Das Opfer des Intellektes hat er auch in den Tagen seiner größten Macht nicht gefordert. Die Kritik seiner Getreuen ist ein redendes Zeugnis. Der Buchstabe tötet. Die Urtheile des Fürsten über Menschen und Dinge wird sich der Historiker trotz ihrer subjektiven Sachlichkeit nicht ohne weiteres zu eigen machen. Wer die „Gedanken und Erinnerungen“ mit den *dictées de St.-Hélène* vergleicht, weiß nicht, was er thut. Bismarck verhält sich zu Napoleon I. wie Busch zu dem Grafen Las Cases. Der Erbe der Revolution fühlte sich stark genug, einer Welt das Aufgehen in seinem Ich zuzumuthen. Bismarck hat sein nicht minder titanisches Ich in Preußen und Deutschland aufgehen lassen. Soweit sein Name genannt wurde, und er wurde überall genannt, war man gewohnt, in ihm die Inkarnation des Staates zu sehen. Das Geheimnis seiner Macht war die Sachlichkeit seines Wesens. Auch der Gegner, auch der Mißhandelte hat das dunkel empfunden. Denn in ihm haßte und verfolgte der Staat, durch ihn verhöhnte der Staat.

So lernen wir zweierlei von ihm: wie er die Dinge ansah und wie er sie angesehen wissen wollte. Eingebildete oder that-sächliche Gegner, wir müssen sie kennen, um zu wissen, mit welchen Mächten er gerungen hat. „Der Historiker kann von Ihnen lernen, Durchlaucht“, hat Leopold Ranke 1877 dem Fürsten geschrieben. Hier liegt der historische Ertrag des Buches. Knaben werden diesen Homer nicht lesen. Von Richelieu's sogenannten Memoiren hat Ranke bemerkt¹⁾: „Nicht um des Erzählens willen erzählt er: die Einzelheiten faßt er nur auf, um seine Auffassung zu erhärten; alles ist Nerv, männlicher Gedanke, durchdringender Verstand“. Zur Ausführung seines Planes ist der Kardinal nicht mehr gekommen. Seine Gedanken liegen

¹⁾ G. Werke 12, 181.

unter einem Wuste ungeſichteter Materialien wie verſchüttet. Was ihm vorſchweben mochte, hat erſt Bismarck geleistet. Um eine neue Literaturgattung zu inauguriren, hätte er ein Gattungswesen sein müssen. Dem konstruirenden Historiker, dem Socialstatistiker und Erforscher des Typischen hat er nichts zu sagen. Ehrfürchtigen Sinnes erinnern wir uns, daß im Hause unseres Vaters viele Wohnungen sind. Fürst Bismarck hat sich die seinige nach dem Riesenmaße seines Leibes erbaut. Wer wagte, sie nach ihm zu bewohnen?